

Natur und Kunst

Jean-Jacques Rousseau
Johann Joachim Winckelmann
Gotthold Ephraim Lessing
Johann Wolfgang Goethe
Karl Philipp Moritz
Friedrich Schiller
Friedrich Schlegel
Jean Paul Richter
Friedrich Hölderlin
Heinrich Kleist

Es sind vielmehr abenteuerliche Begriffe, durch welche eine an sich glückliche, dem Schönen nicht ungünstige Phantasie eine verkehrte Richtung genommen hatte.

Friedrich Schlegel

Jean-Jacques Rousseau (1712 - 1778)

Emil oder Ueber die Erziehung

Erstdruck: Den Haag [recte Paris] 1762. Erste deutsche Übersetzung von einem Anonymus: Berlin u.a. 1762.

(Rousseau: Die Natur ist gut, die Kultur schlecht.)

Die des Menschen ist das Werk der Natur, die des Staates das Werk der Kunst.

[Rousseau: Der Gesellschaftsvertrag, S. 148. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 21267 (vgl. Rousseau-Gesell., S. 124)]

Im allgemeinen werden die Schriften der Alten Emils Geschmacks mehr zusagen als die unsrigen, schon aus dem alleinigen Grunde, weil die Alten, als die der Zeit nach früheren, der Natur am nächsten kommen, und weil ihr Genie mehr ihnen selbst angehört.

[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 915. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22274 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 298)]

Stets würde ich der Natur so nahe als möglich bleiben, um den Sinnen, die ich aus ihrer Hand empfangen habe, zu schmeicheln, da ich mich nicht gegen die Ueberzeugung zu verschließen vermag, daß ich desto wahreren Genuß finden würde, je mehr ich ihn aus der Natur schöpfte. Bei der Wahl zur Nachbildung bestimmter Gegenstände würde ich sie beständig zum Muster nehmen; bei der Befriedigung meiner Begierden würde ich ihr stets den Vorzug einräumen; in Sachen des Geschmacks würde mir stets zu Rate ziehen; von den Speisen würden mir stets diejenigen am besten gefallen, zu deren Zubereitung sie selbst das meiste beigetragen hat, und die durch die wenigsten Hände zu gehen brauchen, ehe sie auf unseren Tisch gelangen. Den Fälschungen, mit denen man uns zu täuschen sucht, würde ich vorbeugen;

[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 922. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22281 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 303)]

Ich für meinen Teil würde entweder ruhig an meinem Wohnort ausharren, oder gerade das umgekehrte Verfahren einschlagen; ich würde einer Jahreszeit alles, was sie an Annehmlichkeiten darbietet, und einem Klima alles Besondere, was ihm eigentümlich ist, abzugewinnen suchen. Ich würde eine Mannigfaltigkeit von Vergnügungen und Gewohnheiten in mir vereinen, die sich zwar untereinander nicht ähneln würden, aber stets mit der Natur im Einklange ständen. Den Sommer würde ich in Neapel, den Winter in Petersburg zubringen, bald hingelagert in einer kühlen Grotte Tarents, den sanften Zephir atmend, bald im hellerleuchteten Eispalast, außer Atem und von den Vergnügungen des Balles ermattet.

[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 923. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22282 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 303-304)]

Bei meinem Tafelgerät und der Ausschmückung meines Zimmers würde ich durch sehr einfache Verzierungen den Wechsel der Jahreszeiten bildlich darstellen, und mich an den Annehmlichkeiten einer jeden erfreuen, ohne mich um den Genuß der nachfolgenden zu bringen. Es verursacht Mühe, gewährt aber keinen Genuß, die Ordnung der Natur in dieser Weise zu stören, ihr unfreiwillige Gaben abzudringen, die sie nur ungerne und unter Verwünschungen gegen den Empfänger gibt, und die, da es ihnen an Güte und Geschmack fehlt, weder den Magen ernähren noch den Gaumen kitzeln können. Nichts ist unschmackhafter als Treibhausfrüchte. Nur unter großen Kosten bringt es der Reiche in Paris mit Hilfe seiner Oefen und Glashäuser dahin, daß es ihm das ganze Jahr hindurch nicht an schlechten Gemüsen und schlechtem Obst auf seiner Tafel fehlt. Hätte ich auch Kirschen, wenn es friert, und duftende Melonen mitten im Winter, welchen Genuß könnte ich davon haben, da mein Gaumen keiner Erquickung oder Erfrischung bedarf?

Würde mir wohl in der Hitze der Hundstage die fastlose Marone Labung gewähren? Würde ich sie wohl, wenn sie soeben aus der Pfanne kommt, der Johannisbeere, der Erdbeere und all den Durst löschenden Früchten vorziehen, die sich mir mühelos überall auf Erden darbieten? Mitten im Monat Januar seinen Kamin mit einer der Natur nur gewaltsam abgerungenen Vegetation, mit bleichen, geruchlosen Blumen bedecken, heißt weniger den Winter schmücken, als den Frühling seines Schmuckes berauben, heißt sich selber um das Vergnügen bringen, im Walde das erste Veilchen zu suchen, die erste Knospe zu entdecken und voller Wonne auszurufen: »Sterbliche, ihr seid nicht verlassen, die Natur lebt noch!«

[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 924. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22283 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 304-305)]

Ich würde nicht zu den Kaufleuten schicken, sondern selbst zu ihnen gehen. Ich würde diesen Schritt tun, damit meine Leute nicht vor mir mit ihnen ein Abkommen treffen könnten, damit mir möglich wäre, eine bessere Auswahl zu treffen und billiger einzukaufen. Ich würde selbst gehen, um mir eine angenehme Bewegung zu machen, um ein wenig mschau zu halten und zu sehen, was außerhalb meiner vier Pfähle vorgeht. Dies dient zur Erholung und kann auch bisweilen belehrend sein. Endlich würde ich gehen, um zu gehen, und das ist doch auch immer etwas.

[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 925. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22284 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 305)]

Gehört dem Reichen eigentlich nicht alles, wenn es nur genießen will? Ubibene, ibi patria (wo es mir wohl geht, da ist mein Vaterland); das ist sein Wahlspruch. Dort schlägt er seinen Herd auf, wo sein Geld alles vermag;

seine Heimat reicht so weit, wie seine Geldkiste gelangen kann, gleichwie Phillip Festung schon für erobert hielt, in welche ein mit Geldsäcken beladenes Maultier eindringen konnte. Weshalb sich also zwischen Mauern und Türen einschließen, als ob man sich in der Welt nie wieder blicken lassen wollte?

[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 927. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22286 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 306-307)]

Mein Hausgerät würde einfach sein, wie mein Geschmack; ich würde mir weder eine Gemäldesammlung noch eine Bibliothek anlegen, zumal wenn ich die Lektüre liebte und Verständnis für die Malerei besäße. Ich würde dann die Einsicht haben, daß dergleichen Sammlungen nie Anspruch auf Vollständigkeit machen können, und daß wir über den Mangel dessen, was und fehlt, mehr Verdruß empfinden als darüber, daß wir gar nichts besitzen. Auf diesem Gebiete ruft gerade der Ueberfluß Elend hervor. Es möchte sich schwerlich ein Sammler finden, der dies nicht erfahren hätte. Wer ein wirklicher Kenner ist, darf sich keine Sammlung anleihen. Man wird nicht leicht eine Sammlung haben, um sie anderen zu zeigen, wenn man sie für sich selbst benutzen versteht.

[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 928. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22287 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 307-308)]

Dadurch, daß man vergeblich nach den fliehenden hascht, beraubt man sich auch noch derer, welche uns geblieben sind. Laßt uns unsere Neigungen mit den Jahren ändern und die Lebensalter ebensowenig wie die Jahreszeiten verrücken; jeder muß zu allen Zeiten er selbst sein und nicht wider die Natur ankämpfen. Die vergeblichen Anstrengungen sind für das Leben aufreibend und hindern uns, dasselbe recht anzuwenden.

[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 937. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22296 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 313)]

Am Abhang eines freundlichen schattenreichen Hügels würde ich mir ein Häuschen nach ländlicher Weise einrichten; weithin müßte es durch seine weiße Farbe und seine grünen Fensterläden sichtbar sein: und obgleich ein Strohdach für jede Jahreszeit das beste ist, so würde ich gleichwohl, um meiner Wohnung ein freundlicheres Aeußere zu verleihen, zwar nicht dem düstern Schiefer, wohl aber einem Ziegeldache den Vorzug geben, weil dieses ein saubereres und gefälligeres Ansehen hat als Stroh. Da man sich nun auch in meiner Heimat keines anderen Deckungsmittels bedient, so würde es mich hin und wieder an die glückliche Zeit meiner Jugend erinnern. Mein Hof würde sich in einen Hühnerhof, mein Pferdestall in einen Kuhstall verwandeln, damit es mir nicht an Milch fehlte, die ich sehr liebe. Mein einziger Garten würde ein Gemüsegarten sein, und als Park würde ich einen hübschen Obstgarten benutzen, dem ähnlich, von welchem sogleich die Rede sein wird.

Das Obst, dessen Genuß den Spaziergängern unbenommen bliebe, ließe ich von meinem Gärtner weder ähnen noch pflücken. Meine in mancher Beziehung doch nur karge Prachtliebe würde den Blicken nicht herrliche Spaliere, die man kaum zu berühren wagt, zur Schau stellen. Diese geringe Verschwendung würde gleichwohl nur mit geringen Kosten verbunden sein, da ich meinen Wohnsitz in irgendeiner entfernten Provinz aufschlagen würde, wo wenig Geld aber viele Lebensmittel zu finden sind, und wo Ueberfluß und Armut herrschen.

Dort würde ich eine mehr gewählte als zahlreiche Gesellschaft um mich versammeln, einen Kreis von Freunden, die das Vergnügen liebten und sich darauf verstünden, von Frauen, die fähig wären, sich von ihren Lehnstühlen zu erheben und in ländliche Spiele zu mischen, und die, statt immer zum Weberschiffchen und zu den Karten, ihre Zuflucht zu nehmen, mitunter auch nach der Angel, der Leimrute, dem Heurechen und dem Korbe der Winzerinnen griffen. Dort, wo aller Stadtton vergessen werden würde und wo wir uns auf dem Lande nur als Landleute fühlten, würden wir uns einer Menge verschiedenartiger Vergnügungen hingeben können, die uns jeden Abend nur in die Verlegenheit setzen würden, für den folgenden Tag eine Auswahl zu treffen. Die Bewegung und das tätige Leben würden unseren Magen verjüngen und uns einen neuen Geschmack geben. All unsere Mahlzeiten würden sich in Festessen verwandeln, bei denen uns mehr die Fülle als die Leckerhaftigkeit Behagen einflößen würde. Frohsinn, ländliche Arbeiten und muntere Spiele sind die besten Köche der Welt, und seine Ragouts können Leuten, welche von Sonnenaufgang an in Atem sind, nur höchst lächerlich vorkommen. In der Zurüstung der Tafel dürfte sich ebensowenig künstliche Ordnung als Eleganz aussprechen. Ueberall ließe sich der Speisesaal herstellen, im Garten, in einem Boote, unter einem Baum; hin und wieder in größerer Entfernung, in der Nähe einer rieselnden Quelle, auf grünem, frischem Rasenplatze, unter Erlen- und Haselgebüsch. Ein langer Zug fröhlicher Gäste müßte unter Gesang alles, was das Fest erforderte, herbeitragen. Der Rasen müßte die Stelle der Tafel und der Stühle vertreten, die Einfassung einer Quelle den Schenktisch ersetzen, und den Nachtschiff müßten die Bäume darbieten. Obgleich die Speisen ohne bestimmte Ordnung würden aufgetragen werden, würde der Appetit alle Komplimente unnötig machen. Jeder würde zuerst ungeniert für sich selber sorgen und es ganz recht finden, wenn jeder andere ebenso handelte. Aus dieser herzlichen und nicht in Ueberschwenglichkeit ausartenden Vertraulichkeit, die sich von Grobheit, Falschheit und Zwang fernzuhalten wüßte, würde sich ein scherzhafter Wettstreit entwickeln, der hundertmal reizender wäre als die herkömmliche Höflichkeit, und sich auch weit mehr dazu eignen würde, die Herzen zu vereinigen. Kein lästiger Diener dürfte auf unsere Gespräche horchen, unser Benehmen in gemeiner Weise bekritteln, uns mit neidischen Augen die Bissen in den Mund zählen, sich damit belustigen, uns auf da Trinken warten zu lassen, oder darüber murren, daß sich die Mahlzeit zu lange hinzöge. Wir würden, um unsere eigenen Herren zu sein, selbst unsere Diener spielen; jeder würde auf die Dienste aller zählen können; die Zeit würde verrinnen, ohne daß jemand daran dächte, die Stunden zu zählen; die Mahlzeit würde uns als Ruhezeit dienen und so lange wie die Tageshitze währen. Ginge nicht weit von und uns ein Landmann vorüber, der sich, mit seinen Werkzeugen auf der Schulter, wieder an die Arbeit begäbe, so würde ich durch einige freundliche Worte, durch ein paar Schluck

guten Weines sein Herz erfreuen, so daß er freudiger sein Elend ertrüge. Auch für mich würde es eine Freude sein, zu fühlen, daß mein Inneres bewegt ist, und im stillen zu mir sagen: »Ich bin doch noch immer ein Mensch!«
[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 943. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22302 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 318)]

Ohne Unterschied nehme ich jede offene Landschaft, die meinen Beifall findet, in Besitz, lege ihr einen Namen bei, erkläre die eine zu meinem Park, die andere zu meiner Terrasse, und bin so der Herr derselben. Von nun an lustwandle ich darin ungeschert; oft kehre ich dahin zurück, um meinen Besitz zu behaupten;
[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 948. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22307 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 321-322)]

Man wird mir ohne Zweifel den Einwurf machen, daß dergleichen Vergnügungen allen Menschen zugänglich sind, und daß man, um sich ihren Genuß zu verschaffen, nicht reich zu sein brauche. Das ist es gerade, worauf ich kommen wollte. Man hat Vergnügen, obald man es haben will;
[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 949. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22308 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 322)]

Ein Mann, der Geschmack besitzt und der Sinnlichkeit in richtiger Weise ergeben ist, kann den Reichtum entbehren; für ihn genügt es, frei und sein eigener Herr zu sein.
[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 950. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22309 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 322)]

Durch Fleiß und Fähigkeiten bildet sich der Geschmack; durch den Geschmack öffnet sich der Geist nach und nach den Ideen des Schönen auf jedem Gebiet und zuletzt auch noch den sittlichen Begriffen, welche mit ihnen im Zusammenhange stehen.
[Rousseau: Emil oder Ueber die Erziehung, S. 1007. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 22366 (vgl. Rousseau-Emil Bd. 2, S. 363)]

Johann Joachim Winckelmann (1717 - 1768)

Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst

(Winckelmann: schöne Natur Rezept: Studium der schönen Natur, des Konturs, der Draperie und der edlen Einfachheit und stillen Größe.)

Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten,
...
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 3. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43393 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 2)]

Laokoon war den Künstlern im alten Rom ebendas, was er uns ist: des Polyklets Regel; eine vollkommene Regel der Kunst.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 4. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43394 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 2)]

Die Kenner und Nachahmer der griechischen Werke finden in ihren Meisterstücken nicht allein die schönste Natur, sondern noch mehr als Natur, das ist, gewisse idealische Schönheiten derselben, die, wie uns ein alter Ausleger des Plato lehrt, von Bildern, bloß im Verstande entworfen, gemacht sind.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 5. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43395 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 3)]

Diese häufigen Gelegenheiten zur Beobachtung der Natur veranlaßten die griechischen Künstler, noch weiter zu gehen. Sie fingen an, sich gewisse allgemeine Begriffe von Schönheiten sowohl einzelner Teile als ganzer Verhältnisse der Körper zu bilden, die sich über die Natur selbst erheben sollten; ihr Urbild war eine bloß im Verstande entworfene geistige Natur.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 12. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43402 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 8)]

Bei allen diesen bemerkt man, daß das von den Thebanern ihren Künstlern vorgeschriebene Gesetz, »die Natur bei Strafe aufs beste nachzuahmen«,
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 13. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43403 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 8)]

Das Gesetz aber, »die Personen ähnlich und zu gleicher Zeit schöner zu machen«, war allezeit das höchste Gesetz, welches die griechischen Künstler über sich erkannten, und setzt notwendig eine Absicht des Meisters auf eine schönere und vollkommenerere Natur voraus.

[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 13. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43403 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 9)]

Die sinnliche Schönheit gab dem Künstler die schöne Natur, die idealische Schönheit die erhabenen Züge;
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 14. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43404 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 9)]

Folgt nicht daraus, daß die Schönheit der griechischen Statuen eher zu entdecken ist als die Schönheit in der Natur und daß also jene rührender, nicht so sehr zerstreut, sondern mehr in eins vereinigt, als es diese ist?
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 16. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43406 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 11)]

Die Nachahmung des Schönen der Natur ist entweder auf einen einzelnen Vorwurf gerichtet, oder sie sammelt die Bemerkungen aus verschiedenen einzelnen und bringt sie in eins. Jenes heißt, eine ähnliche Kopie, ein Porträt machen; es ist der Weg zu holländischen Formen und Figuren. Dieses aber ist der Weg zum allgemeinen Schönen und zu idealischen Bildern desselben, und derselbe ist es, den die Griechen genommen haben.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 17. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43407 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 11)]

Ich glaube, ihre Nachahmung könne lehren, geschwinder klug zu werden, weil sie hier in dem einen den Inbegriff desjenigen findet, was in der ganzen Natur ausgeteilt ist, und in dem andern, wie weit die schönste Natur sich über sich selbst, kühn aber weislich, erheben kann. Sie wird lehren, mit Sicherheit zu denken und zu entwerfen, indem sie hier die höchsten Grenzen des menschlich und zugleich des göttlich Schönen bestimmt sieht.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 18. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43408 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 11-12)]

Wenn der Künstler auf diesen Grund baut und sich die griechische Regel der Schönheit Hand und Sinne führen läßt, so ist er auf dem Wege, der ihn sicher zur Nachahmung der Natur führen wird.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 18. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43408 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 12)]

Als dann und nicht eher kann er, sonderlich der Maler, sich der Nachahmung der Natur überlassen ...
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 18. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43408 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 12)]

Könnte auch die Nachahmung der Natur dem Künstler alles geben, so würde gewiß die Richtigkeit im Kontur durch sie nicht zu erhalten sein. Diese muß von den Griechen allein erlernt werden.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 20. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43410 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 13)]

Unter dem Wort Draperie begreift man alles, was die Kunst von Bekleidung des Nackenden der Figuren und von gebrochenen Gewändern lehrt. Diese Wissenschaft ist nach der schönen Natur und nach dem edlen Kontur der dritte Vorzug der Werke des Altertums.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 25. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43415 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 16)]

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 27. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43417 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 17-18)]

... Studium der schönen Natur, des Konturs, der Draperie und der edlen Einfalt und stillen Größe in den Werken griechischer Meister wäre die Nachforschung über ihre Art zu arbeiten ein nötiges Augenmerk der Künstler, um in der Nachahmung derselben glücklicher zu sein.
[Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke ..., S. 35. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43425 (vgl. Winckelmann-BDK, S. 23)]

Gotthold Ephraim Lessing (1729 - 1781)
Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie
Erstdruck: Berlin (Voss) 1766.

(Lessing: Die Natur ist hässlich, die Kunst ist schön.)
Vorrede

Der erste, welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen; auf Handlungen, auf Gedanken, sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Wert und über die Verteilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

[Lessing: Laokoon, S. 2. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43458 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 8-9)]

Denn wird jetzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzt, und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne;

[Lessing: Laokoon, S. 14. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43470 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 16-17)]

»Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will«, sagt ein alter Epigrammatist über einen höchst ungestalteten Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: »Sei so ungestalteten, wie möglich; ich will dich doch malen. Mag dich schon niemand gern sehen: so soll man doch mein Gemälde gern sehen; nicht in so fern es dich vorstellt, sondern in so fern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiß.«

[Lessing: Laokoon, S. 15. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43471 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 17)]

Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen; und das Vergnügen ist ent-behrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maße er jede Art desselben verstatten will.

[Lessing: Laokoon, S. 17. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43473 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 19)]

Erzeigten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken.

[Lessing: Laokoon, S. 17. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43473 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 19)]

Und dieses festgesetzt, folget notwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet sein müssen.

[Lessing: Laokoon, S. 18. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43474 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 20)]

Es gibt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigem Stande umschrieben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind.

[Lessing: Laokoon, S. 19. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43475 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 20)]

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herab setzen; er mußte Schreien in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil er das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellte. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urteile. Man lasse ihn schreien, und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

[Lessing: Laokoon, S. 21. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43477 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 23)]

Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstrecke sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Teil ist. Wahrheit und Ausdruck sei ihr erstes Gesetz; und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

[Lessing: Laokoon, S. 23. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 43479 (vgl. Lessing-W Bd. 6, S. 25)]

Johann Wolfgang Goethe (1749 - 1832) Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil

Erstdruck in: Teutscher Merkur (Weimar), Februar 1789.

Wenn man diese Bedingungen genau überlegt, so sieht man leicht, daß eine zwar fähige, aber beschränkte Natur angenehme, aber beschränkte Gegenstände auf diese Weise behandeln könne.

Solche Gegenstände müssen leicht und immer zu haben sein; sie müssen bequem gesehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüt, das sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, muß still, in sich gekehrt und in einem mäßigen Genuß genügsam sein.

[Goethe: Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil, S. 3. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44645 (vgl. Goethe-BA Bd. 19, S. 78)]

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fähigen Gemüt ergreift, so ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

[Goethe: Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil, S. 5. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44647 (vgl. Goethe-BA Bd. 19, S. 80)]

Johann Wolfgang Goethe Über Laokoon

Ein echtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich;
[Goethe: Über Laokoon, S. 2. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44654 (vgl. Goethe-BA Bd. 19, S. 129)]

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganisierte Naturen.

...

Charaktere.

...

In Ruhe oder Bewegung.

...

Ideal.

...

Anmut.

...

Schönheit.

...

[Goethe: Über Laokoon, S. 3. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44655 (vgl. Goethe-BA Bd. 19, S. 130)]

Karl Philipp Moritz (1756 - 1793) Über die bildende Nachahmung des Schönen

Erstdruck: Braunschweig 1788.

(Moritz: Die Natur ist und schafft das höchste Schöne.)

Durch diese Gesinnung muß das Nachahmen im edlern moralischen Sinn erst seinen eigentlichen Wert erhalten. - Und es fragt sich nun, wie von diesem Nachahmen im moralischen Sinn das Nachahmen in den schönen Künsten oder von der Nachahmung des Guten und Edlen die Nachahmung des Schönen unterschieden sei.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 4. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44688 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 256)]

Insofern nun unter dem Edlen, im Gegensatz gegen das äußere Schöne, bloß die innere Seelenschönheit verstanden wird, können wir es auch so wie das Gute in uns selbst nachbilden. - Das Schöne aber, insofern es sich dadurch vom Edlen unterscheidet, daß, im Gegensatz gegen das innere, bloß das äußere Schöne darunter verstanden wird, kann durch die Nachahmung nicht in uns herein-, sondern muß, wenn es von uns nachgeahmt werden soll, notwendig wieder aus uns herausgebildet werden.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 7. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44691 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 258-259)]

Nun steigen die Begriffe von unedel, schlecht und unnützlich ebenso herab, wie die Begriffe von nützlich, gut und schön heraufsteigen. Von den heraufsteigenden Begriffen steht das Edle und Schöne auf der [höchsten so wie von den herabsteigenden das Unnützlich auf der] niedrigsten Stufe. Von allen diesen Begriffen nun stehen der vom Schönen und der vom Unnützlich am weitesten voneinander ab und scheinen sich am stärksten entgegengesetzt zu sein, da wir doch vorher gesehen haben, daß das Schöne und Edle sich eben dadurch vom Guten unterscheidet, daß es nicht nützlich sein darf, um schön zu sein, und also der Begriff vom Schönen mit dem Begriff vom Unnützlich oder nicht Nützlichem sehr wohl müßte zusammen bestehen können.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 11. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44695 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 261)]

Jedes schöne Ganze aus der Hand des bildenden Künstlers ist daher im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur, welche das noch mittelbar durch die bildende Hand des Künstlers nacherschafft, was unmittelbar nicht in ihren großen Plan gehörte.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 19. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44703 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 266)]

Die Natur konnte aber den Sinn für das höchste Schöne nur in die Tatkraft pflanzen und durch dieselbe erst mittelbar einen Abdruck dieses höchsten Schönen der Einbildungskraft faßbar, dem Auge sichtbar, dem Ohre hörbar machen, weil der Horizont der Tatkraft mehr umfaßt, als der äußere Sinn und Einbildungs- und Denkkraft fassen kann.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 21. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44705 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 268)]

Alle die in der tätigen Kraft bloß dunkel geahndeten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen notwendig auf irgendeine Weise entweder sichtbar, hörbar oder doch der Einbildungskraft faßbar werden: und um dies zu werden, muß die Tatkraft, worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. - Sie muß alle jenen Verhältnisse des großen Ganzen, und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen in einen Brennpunkt fassen. - Aus diesem Brennpunkte muß sich, nach des Auges gemessener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen ründen, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur ebenso wahr und richtig wie sie selbst in seinen kleinen Umfang faßt.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 24. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44708 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 270)]

...: daß jedesmal das innre Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es durch die Kunst zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange spiegeln kann.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 25. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44709 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 271)]

Die Natur des Schönen besteht ja eben darin, daß sein innres Wesen außer den Grenzen der Denkkraft, in seiner Entstehung, in seinem eignen Werden liegt.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 26. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44710 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 271-272)]

Alles einzelne hin und her in der Natur zerstreute Schöne ist ja nur insofern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 27. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44711 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 272)]

Das Schöne will ebensowohl bloß um sein selbst willen betrachtet und empfunden als hervorgebracht sein. - Wir betrachten es, weil es da ist und mit in der Reihe der Dinge steht und weil wir einmal betrachtende Wesen sind, bei denen die unruhige Wirksamkeit auf Momente der stillen Beschauung Platz macht.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 39. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44723 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 280)]

Was uns daher allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: vorhergegangne ruhige Betrachtung der Natur und Kunst als eines einzigen großen Ganzen, das, in allen seinen Teilen sich in sich selber spiegelnd, da den reinsten Abdruck läßt, wo alle Beziehung aufhört, in dem echten Kunstwerke, das, so wie sie in sich selbst vollendet, den Endzweck und die Absicht seines Daseins in sich selber hat.

[Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen, S. 40. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44724 (vgl. Moritz-BDK Bd. 2, S. 281)]

Friedrich Schiller

Über die ästhetische Erziehung des Menschen

in einer Reihe von Briefen

Entstanden 1793-94, Erstdruck in: Die Horen

(Schiller: die Kunst ist die höhere Natur, ein moralisches Produkt.)

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stillesteht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm antizipierte, durch Vernunft wieder rückwärts zu tun, das Werk der Not in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen und die physische Notwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 8. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44756 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 573-574)]

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzutun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Teile willen, sondern an den Teilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nämliche Masse legt, so trägt er ebensowenig Bedenken, ihr Gewalt anzutun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektiert er nicht im geringsten mehr als der mechanische Künstler; aber das Auge, welches die Freiheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Teilen dient, dürfen sich die Teile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgibt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht bloß subjektiv und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innre Wesen muß er ihrer Eigentümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 16. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44764 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 578)]

Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür zügelt.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 17. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44765 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 579)]

Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen erteilten.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 24. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44772 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 583)]

Und so wird denn allmählich das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 28. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44776 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 585)]

... oder wenn Nun steigen die auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bei uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wiederherzustellen.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 34. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44782 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 588)]

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 35. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44783 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 589)]

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen und hier zu ihrer Einfachheit, Wahrheit und Fülle zurückkehren;

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 36. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44784 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 589-590)]

Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglischen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück - woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 38. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44786 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 591)]

Hieraus fließen nun zwei entgegengesetzte Anforderungen an den Menschen, die zwei Fundamentalgesetze der sinnlich-vernünftigen Natur. Das erste dringt auf absolute Realität: er soll alles zur Welt machen, was bloß Form ist, und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen: das zweite dringt auf absolute Formalität: er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Übereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles Innere veräußern und alles Äußere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 59. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44807 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 603)]

Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wiederherstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 65. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44813 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 607)]

Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie dessen ungeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Übertretung der Natur, indem sie sich selbst mißverstehen und ihre Sphären verwirren³.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 65. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44813 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 607)]

Mit einem Wort: den Stofftrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 69. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44817 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 611)]

Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweiten dem künstlichen Menschen. Über weil sie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beiden Fällen noch Spuren ihres Ursprunges tragen und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form sich verlieren.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 90. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44838 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 624)]

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Tätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 91. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44839 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 624)]

Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 124. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44872 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 646)]

Aus einem Sklaven der Natur, solange er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 134. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44882 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 652)]

Ein Geschenk der Natur muß sie sein; die Gunst der Zufälle allein kann die Fesseln des physischen Standes lösen und den Wilden zur Schönheit führen.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 139. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44887 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 655)]

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Schein emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntnis des Wirklichen führen.

[Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, S. 143. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44891 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 657)]

Friedrich Schiller, Über naive und, sentimentalische Dichtung

Entstanden 1794-1795, Erstdruck in 3 Teilen, in: Die Horen (Tübingen), 1./2. Jg., 1795/96.

(Schiller: Die Natur ist alles, der Künstler ist Natur oder ihr Nachahmer. Die Kunst ist Natur, die Natur und damit der Künstler göttlich.)

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Tieren, Landschaften, sowie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegenteil stattfinden), sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt oder sich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfnis erhöhte Interesse ist es, was vielen unsrer Liebhabereien für Blumen und Tiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Altertums u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sei. Diese Art des Interesses an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen statt. Fürs erste ist es durchaus nötig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sei oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens, daß er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sei; d.h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das letzte zu dem ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts anders als das freiwillige Dasein, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nötig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung, daß

es Nachahmung sei, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten. Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezitscher der Vögel, das Summen der Bienen usw. für sich selbst so Gefälliges für uns: Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eignen Gesetzen, die innere Notwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Teuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmut erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 4. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44930-44930 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 694-695)]

Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuß unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit notwendig demütigen müssen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 5. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44931 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 696)]

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemütern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d.h. in moralischen. Bei weitem die mehresten Menschen affektieren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich, besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieser Art äußert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den Gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äußern, ...

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 5. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44931 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 696)]

Besonders stark und am allgemeinsten äußert sich diese Empfindsamkeit für Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns ehen und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen, wie z.B. bei Kindern und kindlichen Völkern.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 6. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44932 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 696)]

Es wird also erfordert, daß die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamische, sondern daß sie durch ihre Form als moralische Größe, kurz, daß sie nicht als Notdurft, sondern als innere Notwendigkeit über die Kunst triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit, sondern die Unstatthaftigkeit der letztern muß der erstern den Sieg verschafft haben;

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 9. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44935 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 699-700)]

... denn die Natur im Gegensatz gegen die Künstelei, und die Wahrheit im Gegensatz gegen den Betrug muß jederzeit Achtung erregen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 11. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44937 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 700)]

Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivität allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Ästhetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchen, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu sein und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 16. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44942 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 704)]

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht dezent, weil nur die Verderbnis dezent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegenteil sein; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst sein. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfnis zurückbringt.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 17. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44943 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 705)]

... aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles, was die gesunde Natur tut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 17. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44943 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 704-705)]

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Übermut unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden und haben beides verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur; eine Sehnsucht nach ihrer Glückseligkeit, eine Sehnsucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauern.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 22. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44948 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 707-708)]

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröstet bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bei diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen und aus beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Mut und neues Vertrauen sammelst zum Laufe und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von neuem entzündest.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 24. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44950 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 708-709)]

Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist und wir sie nur außerhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegenteil die Naturwidrigkeit unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplizität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließet, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 26. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44952 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 710)]

Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 28. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44954 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 711)]

So wie nach und nach die Natur anfang, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subjekt zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand aufgehen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 28. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44954 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 711)]

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 29. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44955 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 712)]

Sie werden entweder Natur sein, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemütsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 30. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44956 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 712)]

Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freiheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Notwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 36. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44962 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 716)]

Solange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungeteilte sinnliche Einheit und als ein harmonierendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbsttätiges Vermögen, haben sich

in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, viel weniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der Notwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen diese hervor. Ist der Mensch in dem Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d.h. als nach Einheit strebend sich äußern. Die Übereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande wirklich stattfand, existiert jetzt bloß idealisch: sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm; als ein Gedanke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Tatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, daß dort in dem Zustande natürlicher Einfachheit, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen - daß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dies sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst voneinander verschieden, aber es gibt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in eins zusammentrifft.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 37. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44963 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 716-717)]

Jene (Künstler) rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 39. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44965 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 717)]

Die Natur macht (Künstler) ihn mit sich eins, die Kunst trennt und entzweiet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 39. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44965 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 718)]

Da nun das wahrhaft Schöne einerseits mit der Natur und andererseits mit dem Ideale übereinstimmend sein muß,

...

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 73. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 44999 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 740)]

Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfachheit wieder in sich herzustellen weiß.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 75. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45001 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 741)]

Er (Dichter) ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm;

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 76. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45002 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 741)]

nur die Natur kann sie (Freiheiten) rechtfertigen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 76. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45002 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 742)]

... weil die Natur nur an der strengen Konsequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 76. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45002 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 742)]

Sie (Freiheiten) müssen also Naivetät sein.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 76. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45002 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 742)]

... nur einem Herzen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade sein; alle Verstellung, alle List, alle Willkür, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt sein.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 77. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45003 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 742)]

nur die schöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 77. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45003 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 742)]

Denn für den Menschen, der von der Einfachheit der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 82. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45008 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 747)]

Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d.h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 84. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45010 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 748)]

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erzeugt, immer als eine ungeteilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbständiges und vollendetes Ganze zu sein und die Menschheit, ihrem vollen Gehalt nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingepflanzt, jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wiederherzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen und aus einem beschränkten Zustande zu einem unendlichen überzugehen²³. Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe beider, ...

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 89. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45015 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 751)]

Ich habe die naive Dichtung eine Gunst der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Anteil daran habe.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 92. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45018 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 753)]

denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird,

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 96. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45022 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 755-756)]

Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geist vermißt, so wird man bei den Geburten des sentimentalischen oft vergebens nach dem Gegenstande fragen.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 102. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45028 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 760)]

denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geistespiel ohne Gegenstand sind beide ein Nichts in dem ästhetischen Urteil.

[Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 102. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45028 (vgl. Schiller-SW Bd. 5, S. 760)]

Friedrich Schlegel, Über das Studium der griechischen Poesie

Erstdruck: Neustrelitz (Michaelis) 1797.

(Schlegel: Determinierende Begriffe sind die Grundlage der künstlichen Bildung. Grundgesetz der ästhetischen Bildung.)

... ein Versuch, zu beweisen, daß das Studium der Griechischen Poesie nicht bloß eine verzeihliche Liebhaberei, sondern eine notwendige Pflicht aller Liebhaber, welche das Schöne mit ächter Liebe umfassen, aller Kenner, die allgemeingültig urteilen wollen, aller Denker, welche die reinen Gesetze der Schönheit, und die ewige Natur der Kunst vollständig zu bestimmen, versuchen, sei und immer bleiben werde.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 4. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45099 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 207)]

Natur entfernen, und der Darstellung eines goldenen Zeitalters der Unschuld nähern, um so weniger sind sie antik, um so mehr sind sie modern.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 7. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45102 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 210)]

Bildung oder Entwicklung der Freiheit ist die notwendige Folge alles menschlichen Tuns und Leidens, das endliche Resultat jeder Wechselwirkung der Freiheit und der Natur. In dem gegenseitigen Einfluß, der steten Wechselbestimmung, welche zwischen beiden stattfindet, muß nun notwendiger Weise eine von den beiden Kräften die wirkende, die andere die rückwirkende sein. Entweder die Freiheit oder die Natur muß der menschlichen Bildung den ersten bestimmenden Anstoß geben, und dadurch die Richtung des Weges, das Gesetz der Progression, und das endliche Ziel der ganzen Laufbahn determinieren; es mag nun von der

Entwicklung der gesamten Menschheit oder eines einzelnen wesentlichen Bestandteils derselben die Rede sein. Im ersten Fall kann die Bildung eine natürliche, im letztern eine künstliche heißen; In jener ist der erste ursprüngliche Quell der Tätigkeit ein unbestimmtes Verlangen; in dieser ein bestimmter Zweck. Dort ist der Verstand auch bei der größten Ausbildung höchstens nur der Handlanger und Dolmetscher der Neigung; der gesamte zusammengesetzte Trieb aber der unumschränkte Gesetzgeber und Führer der Bildung.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 36. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45131 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 230-231)]

Nur auf Natur kann Kunst, nur auf eine natürliche Bildung kann die künstliche folgen. Und zwar auf eine verunglückte natürliche Bildung: denn wenn der Mensch auf dem leichten Wege der Natur ohne Hindernis immer weiter zum Ziele fortschreiten könnte, so wäre ja die Hülfe der Kunst ganz überflüssig, und es ließe sich in der Tat gar nicht einsehen, was ihn bewegen sollte, einen neuen Weg einzuschlagen.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 37. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45132 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 231)]

Die Natur wird das lenkende Prinzipium der Bildung bleiben, bis sie dies Recht verloren hat, und wahrscheinlich wird nur ein unglücklicher Mißbrauch ihrer Macht den Menschen dahin vermögen, sie ihres Amtes zu entsetzen. Daß der Versuch der natürlichen Bildung mißglücken könne, ist aber gar keine unwahrscheinliche Voraussetzung: ...

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 37. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45132 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 231)]

Die künstliche Bildung hingegen kann wenigstens zu einer richtigen Gesetzgebung, dauerhafter Vervollkommnung, und endlichen, vollständigen Befriedigung führen: ...

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 38. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45133 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 232)]

Schon in den frühesten Zeitaltern der Europäischen Bildung finden sich unverkennbare Spuren des künstlichen Ursprungs der modernen Poesie. Die Kraft, der Stoff war zwar durch Natur gegeben: das lenkende Prinzip der ästhetischen Bildung war aber nicht der Trieb, sondern gewisse dirigierende Begriffe.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 38. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45133 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 232)]

Die Phantasterei der Romantischen Poesie, hat nicht etwa wie Orientalischer Bombast eine abweichende Naturanlage zum Grunde. Es sind vielmehr abenteuerliche Begriffe, durch welche eine an sich glückliche, dem Schönen nicht ungünstige Phantasie eine verkehrte Richtung genommen hatte. Sie stand also unter der Herrschaft von Begriffen; und so dürftig und dunkel diese auch sein mochten, so war doch der Verstand das lenkende Prinzip der ästhetischen Bildung.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 39. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45134 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 233)]

(ästhetischer Dogmatismus) Der widersinnige Zwang ihrer törichten Gesetze, ihrer gewaltsamen Trennungen und Verknüpfungen hemmt, verwirrt, verwischt, und vernichtet endlich die Natur.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 45. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45140 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 238)]

Unvermeidlich wird sein unglücklicher Scharfsinn die Natur gewaltsam zerrütten, ihre Einfachheit verfälschen, und ihre schöne Organisation gleichsam in elementarische Masse auflösen und zerstören.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 47. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45142 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 240)]

Der isolierende Verstand fängt damit an, daß er das Ganze der Natur trennt und vereinzelt.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 51. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45146 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 245)]

Daher ist der echte Geschmack in unserm Zeitalter weder ein Geschenk der Natur noch eine Frucht der Bildung allein, sondern nur unter der Bedingung großer sittlicher Kraft und fester Selbständigkeit möglich.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 62. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45157 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 255)]

Schon im Einzelnen ist das Schöne eine Gunst der Natur.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 63. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45158 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 256)]

Der bessere Geschmack der Modernen soll nicht ein Geschenk der Natur, sondern das selbständige Werk ihrer Freiheit sein. Wenn nur Kraft da ist, so wird es der Kunst endlich gelingen können, die Einseitigkeit derselben zu berichtigen und die höchste Gunst der Natur zu ersetzen.

[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 67. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45162 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 259)]

Ich meine die große, moralische Revolution, durch welche die Freiheit in ihrem Kampfe mit dem Schicksal (in der Bildung) endlich ein entschiedenes Übergewicht über die Natur bekommt.
[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 72. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45167 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 262)]

Nun muß entweder die Natur oder das Gemüt den letzten Grund des Daseins eines gemeinschaftlichen einzelnen Produkts enthalten, oder den ersten bestimmenden Stoß zu dessen Hervorbringung geben.
[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 78. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45173 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 266)]

Erkenntnis ist eine Wirkung der Natur im Gemüt.
[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 78. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45173 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 267)]

Das Produkt ist ein Kunstwerk: und eine Wirkung des Gemüts in der Natur.
[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 78. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45173 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 267)]

Schon auf der ersten Stufe der Bildung und noch unter der Vormundschaft der Natur umfaßte die Griechische Poesie in gleichmäßiger Vollständigkeit, im glücklichsten Gleichgewicht und ohne einseitige Richtung oder übertriebne Abweichung das Ganze der menschlichen Natur.
[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 90. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45185 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 276)]

In Griechenland wuchs die Schönheit ohne künstliche Pflege und gleichsam wild. Unter diesem glücklichen Himmel war die darstellende Kunst nicht erlernte Fertigkeit, sondern ursprüngliche Natur. Ihre Bildung war keine andre als die freieste Entwicklung der glücklichsten Anlage.
[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 91. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45186 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 276)]

Wer hat noch der Natur den Handgriff ablernen können, wie sie Genies erzeugt, und Künstler hervorbringt? Gewiß läßt sich die seltenste aller Gaben, das ästhetische Genie auf die Gefahr sie zu verfälschen, durch Bildung ein wenig vervollkommen aber nicht erschaffen!
[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 190. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45285 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 359)]

So viel weiß die Wissenschaft und die Geschichte nicht. Doch das weiß sie, daß die Seltenheit des Genies nicht die Schuld der menschlichen Natur ist, sondern unvollkommner menschlicher Kunst, politischer Puscherei.
[Schlegel: Über das Studium der griechischen Poesie, S. 191. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45286 (vgl. Schlegel-KFSA, 1. Abt. Bd. 1, S. 359-360)]

Jean Paul, Vorschule der Ästhetik

Erstdruck: Hamburg (Perthes) 1804. (3 Bde.)

Will man aber eine wörtliche kurze (Definition der Poesie): so ist die alte aristotelische, welche das Wesen der Poesie in einer schönen (geistigen) Nachahmung der Natur bestehen lässet, darum verneinend die beste, weil sie zwei Extreme ausschließet, nämlich den poetischen Nihilismus und den Materialismus.
[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 32. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45378 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 30)]

... daß er von der Nachahmung und dem Studium der Natur verächtlich schichte einem Geschichtschreiber gleich wird und ohne Religion und Vaterland ist: so muß die Willkür der Ichsucht sich zuletzt auch an die harten, scharfen Gebote der Wirklichkeit stoßen und daher lieber in die Öde der Phantasterei verfliegen, wo sie keine Gesetze zu befolgen findet als eigne, engere, kleinere, die des Reim- und Assonanzen-Baues.
[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 32. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45378 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 31)]

Wenn uns der Verächter der Wirklichkeit nur zuerst die Sternenhimmel, die Sonnenuntergänge, die Wasserfalle, die Gletscherhöhen, die Charaktere eines Christus, Epaminondas, der Katos vor die Seele bringen wollten, sogar mit den Zufälligkeiten der Kleinheit, welche uns die Wirklichkeit verwirren, wie der große Dichter die seinige durch kecke Nebenzüge; dann hätten sie ja das Gedicht der Gedichte gegeben und Gott wiederholt.
[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 33. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45379 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 31)]

Wie die bildende und zeichnende Kunst ewig in der Schule der Natur arbeitet: so waren die reichsten Dichter von jeher die anhänglichsten, fleißigsten Kinder, um das Bildnis der Mutter Natur andern Kindern mit neuen Ähnlichkeiten zu übergeben.

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 34. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45380 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 32)]

Bei gleichen Anlagen wird sogar der unterwürfige Nachschreiber der Natur uns mehr geben (und wären es Gemälde in Anfangbuchstaben) als der regellose Maler, der den Äther in den Äther mit Äther malt.

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 35. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45381 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 32)]

Das Genie unterscheidet sich eben dadurch daß es die Natur reicher und vollständiger sieht, so wie der Mensch vom halbblinden und halbtuben Tiere; mit jedem Genie wird uns eine neue Natur erschaffen, indem es die alte weiter enthüllet.

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 35. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45381 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 32-33)]

Jünglinge finden ihrer Lage gemäß in der Nachahmung der Natur eine mißliche Aufgabe. Sobald das Studium der Natur noch nicht allseitig ist, so wird man von den einzelnen Teilen einseitig beherrscht. Allerdings ahmen sie der Natur nach, aber einem Stücke, nicht der ganzen, nicht deren freiem Geiste mit einem freien Geist.

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 36. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45382 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 33)]

Daher werfen sie sich entweder ins Unbekannte und Unbenannte, in fremde Länder und Zeiten ohne Individualität, nach Griechenland und Morgenland¹⁰, oder vorzüglich auf das Lyrische; denn in diesem ist keine Natur nachzuahmen als die mitgebrachte; worin ein Farbenklecks schon sich selber zeichnet und umreißet.

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 36. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45382 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 33)]

Dann holet der blühende junge Mensch die Natur aus dem Gedicht, anstatt das Gedicht aus der Natur. Die Folge davon und die Erscheinung ist die, welche aus allen Buchläden herausieht: nämlich Farben-Schatten statt der Leiber;

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 37. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45383 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 34)]

Aber ist es denn einerlei, die oder der Natur nachzuahmen, und ist Wiederholen Nachahmen? - Eigentlich hat der Grundsatz, die Natur treu zu kopieren, kaum einen Sinn. Da es nämlich unmöglich ist, ihre Individualität durch irgendein Nachbild zu erschöpfen; da folglich das letzte allezeit zwischen Zügen, die es wegzulassen, und solchen, die es aufzunehmen hat, auswählen muß: so geht die Frage der Nachahmung in die neue über, nach welchem Gesetze, an welcher Hand die Natur sich in das Gebiet der Poesie erhebe.

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 38. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45384 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 34-35)]

Weder der Stoff der Natur, noch weniger deren Form ist dem Dichter roh brauchbar. Die Nachahmung des erstern setzt ein höheres Prinzip voraus; denn jedem Menschen erscheint eine andere Natur; und es kommt nun darauf an, welchem die schönste erscheint.

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 43. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45389 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 38)]

Dem Nihilisten mangelt der Stoff und daher die belebte Form; dem Materialisten mangelt belebter Stoff und daher wieder die Form; kurz, beide durchschneiden sich in Unpoesie. Der Materialist hat die Erdscholle, kann ihr aber keine lebendige Seele einblasen, weil sie nur Scholle, nicht Körper ist; der Nihilist will beseelend blasen, hat aber nicht einmal Scholle. Der rechte Dichter wird in seiner Vermählung der Kunst und Natur sogar dem Parkgärtner, welcher seinem Kunstgarten die Naturumgebungen gleichsam als schrankenlose Fortsetzungen desselben anzuweben weiß, nachahmen, aber mit einem höhern Widerspiele, und er wird begrenzte Natur mit der Unendlichkeit der Idee umgeben und jene wie auf einer Himmelfahrt in diese verschwinden lassen.

[Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, S. 51. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 45397 (vgl. Jean Paul-W, 1. Abt. Bd. 5, S. 43)]

Friedrich Hölderlin, Urteil und Sein

Entstanden vermutlich 1795. Erstdruck in: Sämtliche Werke, hg. v. F. Beissner, Stuttgart, 1962.

Urteil. Ist im höchsten und strengsten Sinne die ursprüngliche Trennung des in der intellektualen Anschauung innigst vereinigten Objekts und Subjekts, diejenige Trennung, wodurch erst Objekt und Subjekt möglich wird, die Ur=Teilung.

[Hölderlin: Urteil und Sein, S. 2. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 46214 (vgl. Hölderlin-KSA Bd. 4, S. 226)]

Sein - drückt die Verbindung des Subjekts und Objekts aus.

[Hölderlin: Urteil und Sein, S. 3. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 46215 (vgl. Hölderlin-KSA Bd. 4, S. 226)]

Heinrich von Kleist, Über das Marionettentheater

Erstdruck in: Berliner Abendblätter (Berlin), 1. Jg., 12.-15.12.1810.

Wir sehen, daß in dem Maße, als, in der organischen Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt.

[Kleist: Über das Marionettentheater, S. 13. Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 46291 (vgl. Kleist-WuB Bd. 3, S. 480)]